

14]

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Ich saß allein an einem Tisch, las die Zeitung und schmiedete Pläne. An einem Nebentische saß ein junger Mann, der mir schon bei meinem Eintritt aufgefallen war; entweder war ihm etwas passiert, oder er war sehr nervös und krank. Besonders frappierte mich die Art und Weise wie er reinen Brantwein trank, — hastig, aus großen Gläsern vertilgte er eine Flasche nach der anderen. Als er ungefähr bei der vierten oder fünften halben Flasche angelangt war, dachte ich schon bei mir, ob ich nicht an ihn herangehen und mich seiner annehmen sollte. Doch hatte ich mich schließlich wieder in meine Zeitung vertieft, wobei ich mich nur ab und zu sein kurzer trockener Husten störte, als ich ihn plötzlich sagen hörte: „O Teufel noch mal!“ und sah, daß er sich mit dem Taschentuch den Mund abwischte und das Taschentuch anschaute, das ein paar Blutsflecke zeigte. Der Mann hat die Schwindsucht, dachte ich, das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum er so trinkt.

Jetzt stand er von seinem Plaze auf, wankte aber so, daß ein Kellner ihn stützen mußte. Ich war auch aufgesprungen und hielt ihn.

„Ist Ihnen schlecht?“ fragte ich.

„Nein, mir ist nur etwas schwindelig.“

„Das kommt wahrscheinlich von dem vielen Brantwein, den Sie getrunken haben.“

„Ich glaube das nicht, denn ich habe mich daran gewöhnt und kann viel vertragen. Aber jedesmal, wenn ich Blut sehe, wird es mir so zumute.“

„So setzen Sie sich doch, ich bestelle Ihnen etwas, damit Sie sich wieder erholen.“

Ich bestellte ein Glas Zitronenwasser und goß einige Pöffel Kognat hinein. Er trank es aus und lächelte:

„So, jetzt ist es vorüber!“

„Warum trinken Sie denn so, wenn Sie krank sind?“

„Ach, das ist das einzige, was einen betäubt; man vergißt da so vieles.“

„Wollen Sie jetzt nicht lieber nach Hause gehen?“

„O nein, noch nicht. Es fehlt noch eine Flasche, bis ich in dem Zustande bin, in dem ich schlafen kann.“

„Das ist ja ein eigenartiges Schlafmittel,“ meinte ich. Mein neuer Bekannter aber wurde plötzlich sehr erregt und rief hastig sprechend aus:

„Warum soll ich nicht trinken? Wozu soll ich mich schonen? Ich habe niemand? Ich liebe das Leben und hasse es. Ich möchte leben, und ich kann nicht. Alles ist mir zuwider! — Ich verachte alle Menschen, weil sie schmutzig und gemein sind! Wie oft habe ich nicht daran gedacht, anstatt zur Flasche zu greifen, mir lieber eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Aber ich habe nicht den Mut dazu. Nein, ich muß trinken. Kellner, geben Sie mir noch eine Flasche!“

Ich versuchte, ihn davon abzuhalten, es gelang mir aber nicht, und ich hielt es für das Beste, ihm wenigstens in der Weise zu helfen, daß ich mittrauf.

„Nun habe ich genug. Jetzt will ich nach Hause gehen. Sie gefallen mir sehr! Sie sind mir sympathisch!“ —

„Können Sie allein nach Hause fahren?“ fragte ich.

„O, eine Droschke bringt mich schon hin!“

„Es ist doch das Beste, ich begleite Sie!“ sagte ich.

Er nahm es an. Wir waren ein Stück gefahren, als er sich plötzlich an mich wandte und sagte:

„Ich kann jetzt noch nicht nach Hause; ich muß noch etwas essen. Halte ich Sie auf, dann sagen Sie es, — wenn nicht, dann kommen Sie bitte mit.“

Wir fuhren darauf nach einem Restaurant, und als er seinen Hunger gestillt hatte, sagte er:

„Wissen Sie, ich bin so eine Art Schriftsteller, das heißt, ich schreibe Feuilletons für ein kleines Blatt.“

Und mit einem Male brach es bei ihm los. Nach einer oder anderthalb Stunden konnte ich seine ganze Geschichte.

Eine traurige Kindheit, eine herzlose Erziehung; unter vielen Entbehrungen hatte er das Gymnasium absolviert, wobei er sich seinen Unterhalt selbst erwarb. Mit zwanzig Jahren Hauslehrer in einem reichen Hause, stürzte er sich mit un-

ersättlichem Hunger auf alle Vergnügungen, die sich ihm boten, versäumte seine Pflichten und verlor seine Stellung. Nun folgte ein schwerer Kampf ums Dasein. Reiz und Haß gegen reiche, satte Menschen erfüllten ihn. Nach langem Suchen gelang es ihm, bei einem konservativen Blatte die Stelle eines Korrektors zu erhalten; dort entdeckt man sein feuilletonistisches Talent. — Jetzt hat er wieder Geld, und von neuem geht die Jagd nach Genüssen los. Man ist auf sein Talent aufmerksam geworden, er verkehrt in der Gesellschaft, trifft dort die Tochter eines Rechtsanwalts, eines Antisemiten schlimmster Sorte, und haltlos wie er ist, läßt er sich von dieser Demi-vierge vollkommen leiten; aber immer wieder taucht ein Widerwille in ihm auf, für die ihm unangenehme Zeitung zu schreiben.

„Und ich tue es doch, ich schreibe, wenn ich wieder Geld brauche, — für das tägliche Brot, heißt das. Früher war es für Wein, jetzt reizt mich der Wein nicht mehr. Nur der Brantwein, das Getränk der armen Leute, kann mich betäuben und läßt mich vergessen, daß ich nicht so lebe, nicht so handele, wie es mir vorkam, als ich zwanzig Jahre alt war. Da hatte ich die Idee, das große Elend der Menschheit zu schildern, ihnen an meinem eigenen Schicksal und an dem Schicksal meiner Mutter vorzuführen, wie schwer die Menschen gegen ihre Mitbrüder sündigen. Es war ein Traum! Aber ach, die ganze Geschichte wird ja nicht lange mehr dauern! Ich weiß ja, was mir fehlt, — doch mir graut bei dem Gedanken, daß ich bald sterben soll.“

Seine Erzählung erschütterte mich. Ich hatte Mitleid mit ihm, als einem der unzähligen Opfer der ungerechten Gesellschaftsordnung.

„Wenn Ihnen die Mitarbeiterschaft an diesem Blatte so widerwärtig ist, warum versuchen Sie nicht, sich los zu machen? Sie sagen, Sie haben Talent — da können Sie dieses Talent doch in den Dienst einer guten Sache stellen. — Sie hassen die reichen, satten Menschen und schreiben zu ihrem Ergötzen! Das ist ein verhängnisvoller Kompromiß. Das glaube ich, frißt mehr an Ihnen, als Ihre Krankheit. Haben Sie denn niemand, der Ihnen die Mittel geben kann, sofort nach dem Süden zu fahren?“

„Nein, das ist unmöglich,“ antwortete er. „Ich habe schon so viel Verdienst, daß ich noch lange Zeit arbeiten muß, um meine Schuld zu tilgen. Wozu auch? — Ich betrinke mich — und schreibe, um mich wieder zu betrinken. Na, und dann kommt jener Augenblick, und alles ist aus! Es ist doch seltsam, daß ich einem mir ganz unbekanntem Menschen alles erzähle, worüber ich sonst niemals spreche. — Seltsam. — Aber es schadet nichts, einmal muß es doch heraus. Und wir werden uns nicht so bald wiedersehen. Leben Sie übrigens ständig in Moskau, oder sind Sie hier nur auf der Durchreise?“

Ich sagte ihm, ich wäre auf der Durchreise und erst heute abend angekommen, meine Sachen ständen noch auf dem Bahnhof, und ich hätte noch kein Nachtquartier.

„Aber nun wollen wir aufbrechen,“ fügte ich hinzu. „Es ist höchste Zeit, daß Sie zu Bett kommen.“

Während der Fahrt nach seiner Wohnung bot mir Harlamoff — so hieß mein neuer Bekannter — an, bei ihm zu schlafen. Mir war das sehr lieb, und ich nahm das Anerbieten an. Harlamoff bewohnte zwei möblierte Zimmer mit der üblichen Einrichtung.

Als wir am nächsten Morgen unseren Tee einnahmen, versuchte er über seine moralischen Bedenken vom vergangenen Abend zu spotten.

„Nun muß ich ins Loch,“ sagte er. „Was haben Sie zu tun? Vielleicht könnten wir uns heute abend treffen? Oder reisen Sie schon fort?“

Ich verabredete mich mit ihm für den Abend und suchte am Tage meine Kameraden auf, traf aber leider niemand an. Bei dem einen Besuche merkte ich, daß nicht alles in Ordnung sei, und dachte mir schon, daß diese Wohnung wahrscheinlich von Geheimpolizisten überwacht würde, was mir an demselben Abend von einem Kameraden bestätigt wurde.

Die Gendarmen pflegen, bevor sie zur Verhaftung schreiten, die Wohnung eine Zeitlang beobachten zu lassen; die Geheimpolizisten die dort aufgestellt sind, verfolgen dann die Personen, die die beobachtete Wohnung besuchen, und stellen auch deren Wohnung fest. Diese Art Beobachtung

wird auch nach der Verhaftung fortgesetzt; es passiert sogar sehr oft, daß in einer Wohnung, wo eine Verhaftung vorgenommen worden ist, sich ein paar Geheimpolizisten einquartieren und jeden Besucher, der nach dem früheren Besitzer der Wohnung fragt, ausspionieren und ebenfalls verhaften.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Am Galgen.

Von Dsšip Dymov. Autorisierte Uebersetzung von Paul Warchan.

Der Himmel zwischen den hohen Mauern, die jetzt schwarz schienen, war sternlos und ließ erboht einen scharfen Wind herniederpeifen. Ein jeder hier fühlte es: wenn der Morgen durchbricht, wird er das Herz nicht erleichtern, graue, kalte Wollen werden da oben hängen bleiben, etwas Bleiernes wird sich auf den Kopf lagern, Wagen werden da irgendwo vorbeirrollen und den Ohren weh tun. Und in dieser erdrückenden Herbstnacht schien der Gedanke so nahe, daß man Menschen foltern dürfe, hängen . . .

Es war, als hätte man sich verabredet, durch den Hof lautlos zu schleichen. Niemand blickte nach oben, jedoch ein jeder wußte, daß da droben durch die kalten eisernen Fenstergitter all die Geängstigten, die die ganze Nacht keinen Schlaf gefunden, hinunterhören und ausschauen. . . . Sicherlich konnten sie nichts erspähen, und doch empfanden alle etwas Drückendes im Nacken und auf den Schultern von diesem stechend bösen Blick, der sich krampfhaft in die Finsternis hinunterbohrt.

Da drüben, an der üblichen Stelle, — hinter dem zweiten Hof, an einer kahlen Mauer, — da sollte gehängt werden. — — Den ganzen Abend über hatte man wiederholte dumpfe Schläge gehört, die von dort herüberhallten. Jetzt war alles wieder still. Der Schall der Artschläge hatte sich in den engen Zellen gelagert, war an den trostlosen Steinen hängen geblieben, hatte sich ins Gedächtnis geböhrt. . . . Dereinst kommt der Tag, da er wieder zum Leben erwacht.

Der Verurteilte zitterte; es war, als friere ihn. Sein Gesicht konnte man nicht sehen, und blickte ihn niemand an; man hörte nur, wie er wiederholt gähnte. Das linke Bein schleppete er nach und konnte darauf nicht fest auftreten. Dies störte und wirkte hemmend. Alle ärgerten sich über ihn, man empfand nur das Bedürfnis, schnell zu enden und davonzugehen, nur schneller weg von hier. . . .

Dem Staatsanwalt fiel es ein, es wäre angezeigt, ihn zu stützen; und als hätte er diesen geheimen Gedanken gelesen, trat der Arzt sofort an den Verurteilten heran und sahte ihn am Arm. Dieser schien es wohl als etwas Furchtbares zu verstehen, denn er begann mit einer blinden, wilden Stimme zu brüllen, die sinnloses Entsetzen heraufbeschwörte. Und gleich darauf erschollen von allen dunkeln Fensterchen da oben verzweifelte, die Finsternis durchbrechende Schreie der Frauen und die herabstutenden Verwünschungen der Männer. Es war, als hätten dieselben die Mauern rote, gellende Schreie ausgestoßen. Der Arzt zog entsetzt die Hand hastig zurück, und der Gefängnisaufseher ganz sinnlos vor Wut, verjegte ihm einen Schlag auf den Kopf, um ihn zum Schweigen zu bringen.

Jedoch niemand vermochte es mehr, die aus all den unsichtbaren Fensterchen auflodernden Schreie zu ersticken. Alle Stimmen übertönend weinte jemand, jammerte und fluchte wie ein Rasender, und es war geradezu, als wäre es Verstellung. Wahndivische Worte der Rache hagelten von oben hernieder, rissen, zerrten an der Finsternis. Der Staatsanwalt zog sich gleichsam in sich zusammen und drückte den Kopf in die Schultern hinein; der Gendarmereioffizier verzog die Lippen und schüttelte sich immer wieder. Niemand schien mehr darum besorgt, daß man lautlos gehe, alle beeilten sich, den Hof hinter sich zu haben, und es war, als hätte die größte Eile der Verurteilte selbst. Einmal hob er sogar den Kopf in die Höhe, als wollte er etwas sagen; als gelte es jedoch, etwas zu verspäten, eilte er weiter, am linken Bein holpernd. Es war, als hätte eine unheimliche Nacht, die eine lange Reihe von Jahren stumm gewesen, ihren Schlund geöffnet und ein Gebrüll ausgestoßen. Dem Staatsanwalt, der noch ganz jung war, wurde es plötzlich klar, daß er nie und nimmer diese grauenvolle, eilige Flucht über den finsternen Gefängnishof wird vergessen können; die stehenden Schreie, die von oben herniederhageln. . . . Etwas Ekelvolles, grauenhaft Abscheuerregendes kroch an ihm herum. Diese Nacht hat ihn umgewandelt, als wäre er in einem Abgrund gestürzt. Nun gab es auf Erden nichts mehr, das ihn schreckte, das ihm teuer sein könnte.

Für das Genferamt konnte man keinen Spezialisten ausfindig machen, man nahm einen früheren Kriminalverbrecher, den Heizer in den Badestuben. Er schielte stark und litt an einer üblen Strantheit; man betrank ihn, und nun verbreitete er um sich einen scharfen, widerlichen Spritzergeruch. Er näherte sich ehrfürchtig dem Staatsanwalt und flüsterte ihm mit grimmiger Untertwürfigkeit etwas zu. Der atembrechende Alkoholdunst verdrängte alles andere, verschlang die Schreie, die vom andern Hof herüberdrangen. —

Eine Handlaterne wurde angezündet, einige Reihen Ziegelsteine zeichneten sich ab — das zur Seite verschobene Regengewand des Geißlichen — einige glänzende Knöpfe. — Der Arzt trat zur Seite,

er hatte sich eine Zigarette angesteckt, ein gelblich-rottes Feuerklümpchen hing in der kalten Luft.

Dann nahm der schielende Badestubenheizer einen weißen Sack, der einem Leichentuch gleich, und indem er sich auf die Zehenspitzen emporstreckte, zog er ihn den Verurteilten über den Kopf, und obwohl er zum erstenmal einen Menschen hängte, tat er es mit gewohnheitsgemäßen Bewegungen.

Und so war unter der Gruppe nächtlicher Menschen ein ungeschlachter, formloser Sack aufgetaucht, darin es sich bewegte.

Das rötliche Feuerklümpchen der Zigarette senkte sich tiefer, wurde dunkler, schwächer. Es kam ein Windstoß und bewegte die Haare auf dem Kopfe des Heizers. In den Zellen verstummten sofort die Schreie, und es trat Stille ein, gleichsam als hätten sie alles gesehen. —

Es trat Stille ein, es war wie ein langer, dauernder Alp. Ueber den lebendigen Sack senkte sich ein beweglicher Strid, der an einem Balken in der Wand befestigt war. Der betrunkene Heizer begann die Schlinge herzurichten, schnob und reckte sich dabei in die Höhe. Der Gefängnisaufseher stellte die Laterne auf die Erde und legte auch Hand mit an. Und nun sah man nur noch die Füße, elende, nicht mehr junge Menschenfüße, feuchte Steine und den Streifen eines formlosen weißen Sackes.

Und plötzlich begann dieser Streifen sich aufwärts zu heben, entschwand dem Lichtkreis und an dessen Stelle kamen noch einige feuchte Steine zum Vorschein. Das war alles.

Der Staatsanwalt schloß die Augen.

Es war wie ein Knattern und der weiße Sack klatschte polternd zu Boden: der Strid war gerissen.

Das entfernte Feuerklümpchen der Zigarette begann kleine gebrochene Linien zu beschreiben. Der Gefängnisaufseher lauerte auf den Zehenspitzen, hielt die Laterne über dem Kopf und blickte vor sich nieder.

Auf dem Boden lag ein weißer, unmerklicher, formloser Haufen und in den Falten der Leinwand lagerten Schatten, gleich Fetzen der Nacht. Ein Gedanke blühte auf:

„Wie, wenn die Schatten sich zu regen beginnen . . .“  
„Sieh' da, die Schatten beginnen sich zu regen . . .“ Es war als müßte man aufschreien. Die Schatten haben begonnen sich zu regen, zwei ringende Hände zeichneten sich ab, die gegen den Sack ankämpften und ihn abzustreifen sich mühten.

Eine schwere, fremd klingende weiße Stimme begann zu sprechen, der des Verurteilten so ganz unähnlich; der Strid hatte die Kehle beschädigt.

„Nun ist alles zu Ende. Gottlob. Jetzt bindet los!“  
Der weiße Haufen begann zu zappeln. Es war klar, die Anstrengungen waren nicht sinnlos — der Haufen richtete sich auf, wandte sich um. Der Kopf hatte die Leinwand stramm gezogen und ein mächtig gewölbter, fürchterlich kluger Schädel zeichnete sich ab.

„Was steht ihr da! Allein kann ich ja nicht. Staatsanwalt, ich werde mich beim Herrn Staatsanwalt beschweren.“

Es sollte zornig, eindringlich klingen, jedoch die flache, unbewegliche Stimme hatte die Eindrucksfähigkeit verloren, und die Worte klangen gleichmäßig, eintönig, leer.

Die Leute, die dazu da waren, ihm zu entleiben, standen umher mit weitgeöffneten, unbeweglichen Augen, und der mächtige, fürchterliche Schädel hielt über sie Gericht:

„Ich werde mich beim Senat beschweren, beim Justizminister, in den ausländischen Zeitungen!“ fuhr der Schädel mit einförmiger, durchdringender Stimme fort, als töne sie aus dem Schlafe. „Jetzt habe ich es satt, nun soll man mich nicht mehr hängen! Nun habe ich mir noch eben die Ferse verrenkt. Ich kann mein Leblang lahm bleiben!“

Der weiße Sack, das weiße Leichentuch hatte den Verstand verloren. Das sahen nun alle. Der Badstubenheizer hatte den Kopf zur Seite geneigt und sah mit blödsinnigen, ratlosen Augen vor sich hin. Das rötliche Feuerklümpchen war verschwunden. Der Staatsanwalt konnte den unsichtbaren Blick des Schädels nicht mehr ertragen und wandte sich schöhnend ab. Die Hostie in den Händen des Geißlichen klirrte still.

Der gesichtslose Irresinnige fuhr mit seiner grauenertregend flachen Stimme fort:

„Ihr hattet Befehl mich zu hängen. Das habt Ihr getan. Nun hat es Euch nicht zu kümmern, ob ich da lebe oder nicht. Zweimal zu hängen, dazu habt Ihr nicht das Recht.“

In diesem Augenblick schlich sich der Gefängnisaufseher an ihn heran, warf ihn nieder, und der graue, böse Bart zitterte schon über der Leinwand — er packte das Ende des Strides und begann es an sich zu ziehen.

„Laßt mich wenigstens bedenken, was Ihr da tut!“ sagte der Sack; und sogar diese tote, eintönige Stimme drückte ungewöhnliche Dual aus. „Der einzige Fall in ganz Europa . . . im Museum.“

Der Heizer hatte vom Gefängnisaufseher einen Fußtritt bekommen, kam zu sich und machte sich auch an die Arbeit. Nach zwei Minuten hatten sie ihn zusammen erwürgt, hier auf der Erde, auf den feuchten Steinen, ohne ihn erst hochzuziehen.

Als sie sich anrichteten, atmeten sie beide schwer, waren erschöpft, die Mundwinkel waren heruntergezogen.

Beim Staatsanwalt war auch der Kragen zum schwichtigen Hals quakelt. Der Wind blies stark und man merkte ein waches

Dämmern. Es kam einem in den Sinn, daß am Himmel bald herbliche Wolken jagen werden und Fahren beginnen vorüberzuziehen. —

## Kleines feuilleton.

**Rabelais über Kolonialpolitik.** Im ersten Teil seines zweiten Pantagruelbuches erzählt der große französische Satiriker Rabelais (1495—1553), „wie Pantagruel in Dispodien eine Utopier-Kolonie anlegte“.

„Merkt also wohl, ihr Weingähne, daß die rechte Art, ein neu erobert Land in guten Stand zu setzen und für sich zu gewinnen, nicht darauf hinausläuft (wie die irdige Meinung gewisser tyrannischer Geister zu eigenem Schanden und Unehre war), die Leute auszulündern, ihnen Gewalt anzutun, sie zu knechten, übel zu behandeln und mit ehernen Nuten zu streichen, kurzum sie gleichsam aufzufressen, — wie denn schon Homer einen tyrannischen König Demoboros heißt, will sagen Keufresser. Nein: wie ein neugeborenes Kindlein muß man sie auffüttern, in den Armen wiegen und lind behandeln; wie einen frischgepflanzten Baum sie stützen, fertigen, vor allen Gewalttätigkeiten, Ungemach und bösen Zufällen schützen; wie einen Menschen, der nach einer langen, schweren Krankheit wieder zu erstehen anfängt, muß man sie pflegen, schonen und kräftigen. Dergestalt, daß sich in ihnen der Glaube festsetzt, es gebe in der ganzen Welt keinen König noch Fürsten, den sie sich weniger als Feind wünschen und immer als Freund . . .“

So gewann Alexander von Mazedonien die Herrschaft über die ganze Welt. So ergriff Herkules von allem festen Land Besitz, indem er das Menschengeschlecht von den Ungetümen, Bedrückungen, Plagen und Tyraneinungen befreite; indem er die Völker wohl traktierte, sie billig und gerecht hielt und ihnen mildes Regiment und schädliche Gesetze gab statt des Gegenteiles; indem er da ergänzte, wo Mangel war, und da beschnitt, wo Ueberschuß herrschte; indem er alles Vergangene verzieh und alle Verleidigungen in ein ewiges Vergessen hüllte. Das sind die Wundertropfen, die Zauber- und Liebesjästlein, durch die man friedlich für sich gewinnt, was man zuvor mühselig hat erobern müssen . . .“

Wer anders handelt, wird nicht allein das Erworbene verlieren, sondern sich auch noch den schmachvollen Vorwurf gefallen lassen müssen, er habe ganz zu Unrecht von allem Besitz ergriffen. Was man daraus folgert, daß ihm die Leute unter den Händen geblieben ist. Und steht er selbst sein ganzes Leben lang im ungestörten Genuß: es wird doch, wenn das Besitztum auch erst in seiner Leibeserben Fingern zerrinnt, ihm, dem Verstorbenen, die Schmach ankräften und sein Gedächtnis verflucht sein als eines Räubers und Rechtsbeugers. Wie es denn heißt: „Unrecht Gut tut kein'm Enkel mehr gut . . .“

Der „März“, der die Stelle ausdrückt, fügt spottend hinzu: Mit welcher Genugtuung darf sich der preußische Assessor von gestern und heute des Kontrastes dieser wahrhaften Utopier-Kolonie gegen seine eigenen Taten, Meinungen und Erfolge bewußt werden, wie sie im schwärzesten Afrika und in den Grenzlanden gegen Frankreich, Dänemark und Polen so glorreich zutage traten.

### Theater.

**Deutsches Theater: „Der Gott der Rache“**, Drama in drei Akten von Schalom A. S. Das ursprünglich im jüdisch-deutschen Idiom geschriebene Stück des jungen Autors interessiert im ersten Akte durch die anschauliche Kleinmalerei des fremdartigen israelitisch orthodoxen Milieus und einige Ansätze intimer Charakteristik, aber bringt es dann zu keinerlei Entwicklung, die wärmere Anteilnahme zu wecken vermöchte. Die dramatische Darstellung der traurigen Vorgänge geht nicht wesentlich über das, was auch im Rahmen einer kurz resumierenden Zeitungsnote hätte Platz finden können, hinaus, ihr mangelt überzeugende Illusionskraft, und sie entschädigt für die Häufung des Peinlich-Drückenden nicht durch den Ausblick in verborgene Seelentiefen. Auch stehen die Konflikte nicht, wie in den „Juden“ des Russen Schirnikow und in dem „Ghetto“ Heyermans zu einer allgemeineren Situation des Judentums in innerer Beziehung, so daß sie hierdurch eine besondere Art Bedeutsamkeit erhalten könnten. Der ostentative am Schluß minutenlang anhaltende Weisfall, mit dem das Schauspiel aufgenommen wurde, war so — welchen Maßstab man immer anlegen mochte — schwer begreiflich. Das Kostüm konnte doch über die grelle mit den gewaltsamsten Mitteln arbeitende Melodramatik der letzten beiden Akte unmöglich wegtäuschen.

Die Handlung spielt in einer polnischen Provinzialstadt im Hause Jankels, der es durch das schändliche Gewerbe des Mädchenhandels zu einigem Wohlstand gebracht hat. Im Parterre treibt er das schmutzige Geschäft, aber oben in der sauberen friedlichen Wohnung mochte er durch fromme Werke sich von dem Zorne Gottes loskaufen. In zärtlichster Liebe hängt er an der Tochter, die ihm sein Weib, selbst eine frühere Prostituierte, geboren. Ihre Reinheit, die strenge jüdische Gläubigkeit, in der er sie erzogen, sollen sein Sündenlouto entlasten, ihn in der Achtung der Gemeinde wieder herstellen. Er läßt nach altem Brauch die heiligen Bücher der Thora für das Mädchen abschreiben und beauftragt den Heiratsvermittler, einen frommen israelitischen Jüngling aufzutreiben, der sie gegen gute Wagnis zu heiraten willens wäre. Der Schwiegertsohn soll bei ihm wohnen und nichts anderes tun, als die Sprüche der Thora, „auf der die ganze Welt ruht“, auswendig lernen, damit die Familie des Segens teilhaft werde, und der höchste wenigstens das Kind in Gnaden schonen. Er will dann auch zu einem ehrlichen Geschäft sich wenden.

In die Angst vor der Vergeltung, in die berechnenden Lohngedanken leerer Wertgerechtigkeit klingt etwas wie ein Unterton aufrichtiger Scham und Reue hinein, der wenig zu dem ganzen Wilde paßt, indessen, nach des Dichters Absicht, den Mann in den Zusammenbruch seines Schicksals des Mitleids würdig machen soll. Ganz unklar und darum auch uninteressant bleibt das Mädchen. Kaum das flüchtigste Streiflicht erhellt ihr inneres Gewordensein und Wesen, keine psychologische Analyse läßt ihren Fall als unentzerrbar verstehen, während doch die Verkettung von Notwendigkeiten, die kein Gebet und keine Reue des Schuldigen abzuwenden vermag, den Angelpunkt der Dichtung bilden sollte. Fast nichts im ersten Akte, wo ihr die Eltern von der nahen Hochzeit sprechen, deutet darauf hin, daß Kivlele anders ist, als Jankels Phantasie sie träumt. Die Verführungsgeschichte hat das rein äußerliche einer abgerissenen Anekdoten. In dem Treiben der Mädchen, die im Parterre logiert sind, überrascht kein origineller Zug, die Zeichnung schwankt da zwischen nüchternem glattem Naturalismus und billiger Sentimentalität, sie quält und peinigt. Eine alte Dirne schmiedet mit ihrem Zuhälter ein Komplott, die Tochter Jankels zu verschleppen. Kivlele, die in dem ersten Akt erzählte, daß sie eines der Mädchen unten gern habe, schleicht heimlich in der Nacht die Treppe herunter und läßt sich in einer Szene, deren forcierte Widerslichkeit alles frühere noch übertrifft, von ihrer Freundin ins Garn locken.

Der Schlußakt ist mit dem Jammer Jankels ausgefüllt. Seiner Frau, die mit dem Zuhälter auf gutem Fuße steht, gelingt es, durch Zärtlichkeiten und Geschenke von ihm den Aufenthalt der Tochter zu erfahren. Doch der Vater stößt die Wiedergefundene, die ihre Schande nicht verbergen kann und sich trotzig auf ihrer Mutter Weisheit beruft, in wildem Grimm von sich. Die entweichte Thora läßt er aus dem Hause tragen. Der „Gott der Rache“ hat das Einzige, an das sein menschliches Gefühl und seine Hoffnung sich noch geklammert hielt, in den Staub getreten.

Die Aufführung war ausgezeichnet. In erster Reihe standen Schildkrauts Jankel, Hedwig Bangel in der Rolle der Mutter und Fräulein Eibenschütz in der der Tochter. Ihrem Spiele mag der Autor den Hauptteil des äußeren Erfolges zu danken haben.

**Schiller-Theater N: „Das letzte Mittel“**, Schwank von Philipp Berges. Zweierlei Tuch ist nicht vertreten, wie im Lustspielhaus an der Friedrichstraße, das lediglich für „Kempinths Stimmung“ zu sorgen hat. Dennoch ist dieser neueste Schwank ein Treffer, dazu noch um einige Nuancen besser als das Kadelburgische „Fusarenfieber“. Der zweite Akt läßt sogar einen Anlauf zu literarischer Qualität verspüren.

Die Handlung beginnt im Bureau eines Berliner Rechtsanwalts. Hier wird dem Zuschauer bereits die ziemlich vollständig ausgefüllte Musterkarte der meisten Personen vorgeführt, die dann in einem bayerischen Gebirgskurort das amüsante Ullspiel fortzusetzen und es mit gleicher Spannung zu beenden haben. Die Inzidenzen sind gut gemischt, wenn auch bewährte alte Bekannte. Da ist der Berliner Restaurateur, Couleur: gemüthlicher Junggeselle und Weisheitsphilister. Da ist die höfische Schwiegermutter des Fabrikanten (aus den „Fliegenden Blättern“). Die Beiden werden am Ende des Schlußaktes ein glückliches Paar. Die nicht minder bekannte spanische Artistin mit dem blitzenden Dolch im Strumpfband ist diesmal zur Abwechslung in das Habit einer Russin gesteckt. Sie hat natürlich statt Blut Quecksilber und — was sich gewiß sehr „zeitgemäß“ ausnimmt — eine tüchtige Portion Dynamit in den Adern, weshalb sie fortwährend explodiert. In getreuer Befolgung des Satzes, daß sich die Extreme zu berühren pflegen, stellt der Verfasser dem ber-schmizt dumm scheinenden Berliner Advolaten-schreiber den gleichartigen Toni, dem „besseren“ Dienstmädchen aus Spreewäldchen die Ruhmagd Genzi gegenüber. Und so fort. Belebte Bildung und ländliche Kraftnatur halten sich die Waage. Vagerrisch Land und Volk scheint der Verfasser allerdings nur vom Hörensagen zu kennen auf herkinischem Boden dagegen heimischer zu sein. Es fehlen weder drastische Lokalwize, noch Anspielungen auf gewisse lokale Verhältnisse aus Sächsischen Zeitungsfabriken. Der Kellameagent Herrschfelder ist zweifellos ein wichtiger Einfall, obgleich er von A. Mehl's Hühneraugenoperateur Hirsch und Herrn Alfred Holzbock erborgt zu sein den Anschein hat. Aber die Figur ist riesig spatzhaft in jedem Falle, zumal, wenn sie in so guten „Händen“ ruht, wie bei Max Marx; denn Herrschfelder muß unverfälscht „reden“ können, mit de Hand' wie mit de Fuß'. Außerdem kommt zustande: eine Szene à la Romeo und Julia; nur daß die beiden, nämlich der Restaurateur Stülpnagel (Fritz Bedmann) und die drakonische Schwiegermutter, nunmehr seine „Zukunftige“ (Asta Hiller) zu gleicher Zeit auf der Leiter zum Fenster hineinsteigen. In ehrbarer Absicht natürlich: sie wollen verhindern, daß sich der Fabrikant mit der von ihm auf Fremdung von Tisch usw. geschiedenen Frau wieder verjöhnt. Das ist inzwischen aber schon geschehen. Daß schließlich auch der Rechts-anwalt seine Stella (Maria Mallinger) kriegt und somit dem Restaurateur Stülpnagel als Schwiegervater in spe in die Arme schließen kann, verdankt er dem liebenswürdigen Schwankdichter, der sich persönlich von der Rampe aus vom durchschlagenden Erfolg seiner lustigen Rache überzeugen durfte. e. k.

### Physiologisches.

Der sechste Sinn. Auf die Frage, wieviel Sinne hat der Mensch, wird jeder antworten: fünf, nämlich Gesicht, Gehör, Ge-

**Fuß, Geschmack, Gefühl; so hat man es in der Schule gelernt, und so sehr ist dies in unsere Vorstellung eingebunden, daß wir einen vernünftigen, normalen Menschen ohne weiteres als Menschen mit fünf Sinnen bezeichnen. Trotz alledem aber ist es nicht richtig. Zunächst zerfällt der fünfte Sinn, das Gefühl, eigentlich in eine ganze Reihe von Sinnen: Wir haben hier das Schmerzgefühl, das Druckgefühl, das Tastgefühl, das Kältegefühl, das Wärmegefühl und das Muskelgefühl; während die anderen Abteilungen des Gefühls ohne weiteres schon durch ihre Bezeichnung klar werden, wird das Muskelgefühl besonders zu erklären sein. Man versteht darunter die Empfindung davon, wie wir gewisse Muskeln eingestellt haben; wenn man z. B. die Finger der Hand in irgend einer Weise krümmt, wird man, auch ohne daß man diese Hand ansieht, eine genaue Empfindung davon haben, wie die Finger gekrümmt sind. Wenn wir irgend einen Vokal aussprechen wollen, müssen wir der Mundhöhle eine ganz bestimmte Form geben, beim i anders als beim u, und so für jeden Vokal. Es hat uns, als wir sprechen lernten, jedenfalls große Mühe gekostet, durch langsames Ausprobieren die für jeden Vokal nötige Stellung zu finden, und erst durch vielfache Übung sind wir dahin gekommen, sie ohne weiteres wieder zu erhalten, aber daß wir diese Muskelstellung nun wirklich haben, an ihr nichts verändern dürfen, wenn wir den gewünschten Vokal hervorbringen wollen, sagt uns, auch ohne daß wir uns dessen klar bewußt werden, das Muskelgefühl. Alle diese Arten des Gefühls haben miteinander das gemein, daß ihr Organ die in der Haut — sei es in der Oberhaut, sei es in den Körperhöhlen begrenzenden Häuten — endigenden Gefühlsnerven bilden, und so hat man wohl das Recht, sie in einem einzigen Sinn, eben dem des Gefühls, zusammenzufassen. Aber außerdem haben wir noch einen sechsten, sogar sehr wichtigen Sinn, nämlich den des Gleichgewichts. Wenn ein Mensch ohnmächtig oder bewußtlos wird, so fällt er zu Boden, so daß ein größerer Teil seiner Oberfläche von der Erde direkt gestützt wird, der Körper also ohne weiteres im Gleichgewicht liegt. Wenn wir aber stehen oder in den verschiedenen uns möglichen Geschwindigkeiten der Ganganarten gehen, laufen, hüpfen oder springen, so müssen wir den Körper jedesmal in ein labiles Gleichgewicht bringen, das heißt in ein solches Gleichgewicht, daß er, wenn er nur wenig aus diesem Gleichgewicht gebracht wird, sofort in das feste Gleichgewicht zu geraten, das heißt umzufallen droht. Wir müssen also in jedem Moment die recht verschiedenen schweren einzelnen Körperteile so ausbalancieren, daß wir eben gerade die für die betreffende Bewegungsart geeignete Gleichgewichtsstellung treffen und sie durch andere Verteilung der Glieder passend ändern, wenn die Art des Stehens und der Bewegung es erfordert. Um zu erfahren, daß der Körper sich im richtigen Gleichgewicht befindet, brauchen wir einen besonderen Sinn, und das ist eben der Gleichgewichtssinn. Daß wir das Gleichgewicht durch eine besondere, uns freilich nicht mehr zum Bewußtsein kommende Empfindung aufrecht erhalten, erkennen wir im Zustande leichter Bekommenheit, etwa bei einem Schwindelanfall oder auch im Rausch. Dann sind wir nicht imstande, die Angaben des Gleichgewichtssinnes richtig wahrzunehmen, wir schwanken und taumeln. Welches das Organ des Gleichgewichtssinnes ist, konnte noch nicht mit voller Sicherheit festgestellt werden. Viele Fische und Krebsarten haben im Gehörorgan steinartige Gebilde, die mit einem Netz von feinen Fäden in Verbindung stehen, und wenn der Stein bei dieser oder jener Lage auf diesen oder jenen Fühlfaden drückt, so erkennen die Tiere daran, ob sie sich in der Gleichgewichtslage befinden oder in welchem Sinne sie sie ändern müssen. Dieses Organ kann also als Gleichgewichtsorgan betrachtet werden. Bei Fischen kommt vermutlich noch die Schwimmblase als wichtige Aushilfe dazu; denn sie verändert ihre Lage bei jeder Längenänderung des Tieres, durch bestimmte Nerven bekommt es Kenntnis von der jeweiligen Lage der Schwimmblase und so indirekt vom derzeitigen Gleichgewichtszustand. Beim Menschen fehlen alle derartigen Organe, aber auch bei ihm ist es höchst wahrscheinlich ein Teil des Gehörorgans, der uns von unserem Gleichgewichtszustand unterrichtet, also als Gleichgewichtsorgan dient. Zu den inneren Teilen des Ohres gehören die drei halbkreisförmigen Vögen; sie stehen aufeinander senkrecht, gerade so, wie bei einer würfelförmigen Kiste die drei an einer Ecke befindlichen Rippenflächen aufeinander senkrecht stehen. Um diese halbkreisförmigen Vögen und in ihnen befindet sich eine wasserähnliche Flüssigkeit, und bei den verschiedenen Körperstellungen und Bewegungen ändert sich die Oberflächeneigung dieser Flüssigkeit, gerade wie sie sich in einer Libelle oder Wasserwaage ändert, wenn man ihr eine andere Stellung gibt; und ebenso wie wir aus der Richtung der Flüssigkeitsoberfläche in der Libelle deren Richtung selbst erkennen, so bekommen wir auch aus der Einwirkung der Flüssigkeitsoberfläche im Ohre auf besonders dafür bestimmte Nerven, die dafür ebenso empfindlich sind, wie der Sehnerv für Licht- und Farbeindrücke, Kenntnis von unserem gerade vorhandenen Gleichgewichtszustand, d. h. ob Gleichgewicht vorhanden ist oder nicht, und im letzteren Fall, wie wir die Körperhaltung ändern müssen, um ins Gleichgewicht zu kommen. Es muß un-gemein schwer sein, die Kenntnis von diesen Zuständen zu erlernen; das sehen wir daraus, daß es den Kindern so viel schwerer fällt, gehen und stehen zu lernen als sehen und hören. Wir Menschen sind in dieser Beziehung schlimmer daran als die vierfüßigen Tiere, weil bei diesen, auch wenn ein Fuß bewegt, der Körper**

noch auf drei Stützen ruht, das Gleichgewicht also besser behalten werden kann; dafür haben wir Menschen aber die höhere Intelligenz, auch schon als Kinder, die uns befähigt, selbst unter den schwierigeren Umständen des Zweifüßers, der bei jedem Schritt nur auf einer einzigen Stütze ruht, das Gleichgewicht zu finden und beizubehalten.

**Humoristisches.**

— **Bunderbares aus den Kolonien.** (Rauschcoupé. Drei Passagiere: zwei davon waren früher in Afrika, einer nicht.)

Der erste Afrikaner: „Was da der Dernburg erzählt hat — das mit der Dattelliste, die später als Palmenhain wiedergefunden wurde — das erinnert mich lebhaft an ein eigenes kleines Erlebnis. Auf einer Reise durch denkbar unfruchtbarste Sandwüste verliert einer meiner Kulis einen Vollen Zigarren. Der Zufall will, daß ich nach drei Jahren wieder an der gleichen Stelle vorbeireite. Was erblicke ich da? Riesentabakplantage, die annähernd tausend schwarze Arbeiter beschäftigt!“

Der zweite Afrikaner: „Ja — natürlich. Entfinne mich, mal durch Gegend gekommen zu sein, wo alle Exportartikel vorhanden außer Eisenbein, das stark begehrt, aber nicht aufzutreiben. In benachbartem Urwalde kommt mir aus Gepäd Schachspiel abhanden. Komme zwei Jahre später zurück — Urwald wimmelt von Elefantenherden!“

Der Nichtafrikaner: Wenn Sie aber glauben, daß man dazu erst nach dem schwarzen Erdbteil gehen muß, da irren Sie sich. Ich hatte einmal eine Stunde Aufenthalt auf einer kleinen badischen Station, wo nichts stand als ein Bahnhof. Ich langweile mich entsetzlich und turne, um mir die Zeit zu vertreiben, ein bißchen an einemarren daran herum. Wie ich wieder im Zuge sitze, ist mir als hätte ich aus der Westentasche etwas verloren — ich weiß aber nicht, was? Ein Jahr später fahre ich die gleiche Strecke. Was meinen Sie, wo früher der Garten vom Stationsvorstand war, stand jetzt ein Werk mit fünf Millionen Aktienkapital, das Pneumatiks für alle Automobilsysteme liefert. Und da fiel mir erst ein, was ich damals aus der Westentasche verloren hatte.

Die beiden Afrikaner: ????

Der Nichtafrikaner: „Mein Radiergummi!“  
(„Lustige Blätter“.)

**Notizen.**

— **Der Verein für Volksunterhaltungen** veranstaltet am Sonntag, den 24. März, im Lorching-Theater eine Aufführung von Nicolais Oper „Die lustigen Weiber von Windsor“.

— **Als achte Volksvorstellung der königlichen Schauspiele** wird Mittwoch, den 27. März, 8 Uhr, im Neuen königl. Operntheater (Kroll) aufgeführt Grillis Oper „Das goldene Kreuz“. Der Billetverkauf findet in den Verkaufsstellen des Vereins für Volksunterhaltungen statt.

— **Zwei bisher unbekannte Bilder Grünewalds**, des großen Koloristen unter den alten deutschen Malern, glaubt Christian Rauch, wie er in der „Kunstchronik“ mitteilt, in den Flügelbildern des Nikolaus-Altars in St. Lorenz in Nürnberg festgestelt zu haben. Die Bilder, die die Heiligen Nikolaus und Radislaus darstellen, zeigen, wie Rauch in einer eingehenden Farbenanalyse dargetut, das bewußt auf Lösungen spezifisch malerischer Probleme in Licht und Farbe ausgehende Können des großen Malers; in der Wahl der Farben hängen sie auch auf das engste mit den Flügelbildern des beglaubigten Altarbildes in der Maria-Schneekapelle in Aschaffenburg zusammen, die die Heiligen Martin und Georg darstellen und bei denen genau dieselben Farben auf dunklem Grunde leuchten. Leider sind die kostbaren Bilder stark verschmutzt und nachgedunkelt und bedürfen dringend einer vorsichtigen Reinigung.

— **Upton Sinclairs Kolonie** Helikon Hall in New Jersey, in der er mit Gleichgesinnten eine Hausgemeinschaft gegründet hatte, ist durch eine Explosion zerstört worden. Man nimmt an, daß ein Verbrechen vorliegt. Sinclair fand vor Wochen bereits im Keller ein Stück Dynamit, wichtige Urkunden, die hohe Beamte des Staates kompromittierten und die das Material zu einem neuen Duche liefern sollten, sind verschwunden. — Sie sind entweder verbrannt oder beim Brande gestohlen worden.

— **Zur Geschichte der Influenza.** Unsere bisherigen Kenntnisse von einem epidemischen Auftreten der Grippe reichen bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Man weiß, daß eine solche Epidemie sich im Jahre 1510 von Malta aus über Europa verbreitete. Neuerdings wurde aber aus den Registern des Pariser Parlaments eine Aufzeichnung über diese Krankheit aus dem Jahre 1414 bekannt. Laut dieser Aufzeichnung herrschte im Frühjahr dieses Jahres die Krankheit, die man jetzt als Grippe bezeichnet, so stark, daß am 5. März wegen heftiger Schmerzen im Kopf und in den Gliedern und starken Schweißens kein Advokat, kein Prokurator, keine Partei im Justizpalast erscheinen konnte.